

IDT Bozen 2013**E2 oder E3****Arbeitstitel****Katakulturell, interkulturell, transkulturell. Klären und vereinfachen um anwenden zu können**

Während andere Themenfelder der IDT 2013 eher methodische (Heterogenität, Medien, Lerngruppen, CLIL, usw.) oder theoretische (Linguistik) Fragen in den Vordergrund stellen, beschreibt das Themenfeld E einen seit 100 Jahren fast identisch erratischen Block von Inhalten: Literatur, Landeskunde, Kultur. Nur die Linguistik ist in ein eigenes Themenfeld ausgegliedert, und der cultural turn hat die Landeskunde nicht abschaffen, aber doch neu perspektivieren können. **In diesem Beitrag wird der Versuch unternommen, zur erfolgreicherer Vermittlung landeskundlicher Inhalte in der Sprach- und Kulturmittlung beizutragen, indem wesentliche Begriffe aufeinander bezogen und geklärt, und in ein Modell des kulturellen Selbstverständnisses eingebracht werden.**

Alles Reden über die landeskundlichen Inhalte einer Zielsprache bemüht immer wieder einen meist nicht näher definierten – und oftmals gar nicht definierbaren – Kulturbegriff. Die Komplexität dieses praktisch verwendeten Begriffes, der meist mit einem Nationalstaat gleichgesetzt und obendrein oft auch statisch und essentialistisch interpretiert wird, ist denkbar gering. Noch immer handelt es sich oft um recht stereotype Darstellungen.

Umgekehrt hat das Reden über mögliche Kulturbegriffe in der Akademie in den letzten Jahrzehnten eine Komplexität und Differenzierung erreicht, deren meist konstruktivistische, oft postmoderne Ansätze zum Verständnis erhebliche fachliche Vorkenntnisse und eine breite soziologisch/philosophische Basis voraussetzen. Viele sind weder für den modernen Sprachunterricht noch für die praktische Arbeit in Kontexten außerhalb des Sprachunterrichtes geeignet, wie z.B. ein soziologischer Kulturbegriff, der Kultur nur mehr als „Fähigkeit zur Sinnstiftung“ beschreibt, oder Konzepte der Transkulturalität, die die Konturenlosigkeit als Fortschritt empfinden und den Fokus auf das Besondere¹ eher denn auf das Allgemeine richten.

Die komplexen Ansätze der Diskussion um Landeskunde können nur selten sinnvoll in die Vermittlungspraxis übersetzt werden. Dies liegt m.E. im Wesentlichen an vier miteinander in Beziehung stehenden Gründen:

Erstens sind die meisten Sprach- und Kulturmittler selten hinreichend philosophisch/soziologisch geschult und können und wollen das auch gar nicht sein.

Zweitens sind die oft klar geäußerten Erwartungen vieler Lerner in aller Regel eher auf „Kochrezepte“ als auf reflexive Arbeit am Begriff und an der eigenen Identität ausgerichtet. Jene Ausnahmen, die sprachlich, intellektuell und emotional bereit sind, ihre Identität in Frage zu stellen und an einer neuen Sprache auch neue Werte zu lernen, bleiben den Lehrenden oft noch lange in Erinnerung.

Drittens würde eine ernsthafte, hermeneutische Auseinandersetzung der Lerner mit Werten und Diskursen einer anderen Kultur leicht schmerzhaft Rückwirkungen auf die Selbstsicht und Weltsicht der Lerner haben, die diese oft nicht wünschen.

¹ Der Einfluss der Cultural Studies auf die theoretischen Diskussionen im Fach – ganz besonders auf Dissertationen und Habilitationen – hat in den letzten Jahren m.E. sogar die Orientierung an französischen Entwicklungen (Bourdieu, Foucault, Derrida) überholt. Das ist ertragreich zu lesen, aber für die didaktisch erforderliche Vereinfachung nicht hilfreich.

Viertens schließlich mangelt es an Modellen, bei deren Entwicklung das Hauptaugenmerk nicht auf die praktische Anwendbarkeit einerseits oder die höchstmögliche intellektuelle Komplexität andererseits gerichtet wird, sondern vielmehr auf den notwendigen Grad der Komplexitätsreduzierung, der nötig ist um komplexe Erkenntnisse in einfacher formulierte Modelle zu übersetzen. Mittels solcher Modelle kann die Darstellung der Zielkultur im Unterricht hoffentlich etwas weniger einfach als bisher oft üblich, aber immer noch gut fasslich diskutiert werden. **Dieser letzte Punkt soll Thema der folgenden Überlegungen sein, an deren Ende ein vereinfachtes, aber dennoch nicht zu einfaches Modell verschiedener kultureller Beziehungen steht.** Zur Entwicklung dieses Modells sind zunächst die Begriffe „Kultur“, „kata“, „inter“ und „trans“ zu klären.

Vor dieser Arbeit an den Begriffen soll jedoch in Erinnerung gerufen werden, was **Didaktik** ist, und wozu sie dient. Wir verstehen Didaktik hier als die Wissenschaft, die die Lehrinhalte und deren Konturierung und Sequenz festlegt. Sie wählt sie aus, grenzt sie ein und bestimmt ihre Komplexität. Dabei begründet sie diese Inhalte zugleich. Sie bestimmt wie gründlich diese Inhalte bearbeitet werden, wie sie gewichtet werden, und wie stark sie zum Zwecke der Lehre vereinfacht werden müssen. Dies hängt einerseits vom Kenntnisstand der Lernenden ab und andererseits auch von den zu erreichenden Zielen und den zur Verfügung stehenden Ressourcen, vor allem Zeit. Für landeskundliche Inhalte bedeutet dies a) wir bilden keine Kulturwissenschaftler aus, sondern vermitteln sprachliche und kulturelle Inhalte und b) unsere Lernenden erwarten von uns zunächst überschaubare und hinreichend vereinfachte und verallgemeinerte Aussagen, die sie selber dann im Fortgang ihres Lernprozesses nach Gusto und Fähigkeit ausdifferenzieren können. Aus diesem Grund bemühen wir uns im Folgenden um einen stark vereinfachten Zugang zur aktuellen Diskussion um die Gestaltung landeskundlicher Inhalte: wir gehen davon aus, dass es Lernenden in Russland, Kanada oder China zunächst weniger darum geht, subtile Binnendifferenzen zwischen bi- und tri-kulturellen deutschen Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu verstehen, sondern sie zunächst einen Standard von Werten und Verhaltensmustern lernen wollen, der nur durch starke Verallgemeinerung entstehen kann, und der natürlich bei näherem Hinsehen als essentialistisch, ja sogar als normativ erkannt werden kann. Das nähere Hinsehen kommt aber – so ist das in Lernprozessen – erst später, und bevor man die Abweichung vom Standard überhaupt nur erkennen kann, muss man zunächst einmal den Standard kennen. Aus diesem Grund wird im Folgenden ein stark vereinfachter Kulturbegriff vorgeschlagen, und es werden kata-, inter- und transkulturelle Ausprägungen von Identität ebenfalls in bewusst vereinfachter Form diskutiert. Wir halten es für nachgerade unlauter, in einem didaktischen Zusammenhang den Lernenden bereits Differenzierungen zumuten zu wollen, deren begriffliche subtilitas selbst im Fachdiskurs noch nicht befriedigend geklärt ist.

Wir beginnen mit einem praktikablen **Kulturbegriff**, der davon ausgeht, dass für Lernende einer Fremdsprache grundsätzlich Komplexitätsreduktionen, Generalisierungen und allgemeine Zuschreibungen bezüglich der Kultur(en) der Zielsprache als *point of departure* notwendig und unumgänglich sind. Nur ausgehend von generalisierenden Zuschreibungen („die Deutschen sind oft so oder so ...“) können die Lernenden sich dann komplexere Bilder zunächst als Standard und erst später dann als Standard plus infinite Devianzen erarbeiten. Der hier vorgeschlagene Kulturbegriff ist an STUART HALL angelehnt und Kultur wird heuristisch definiert als Gruppe, die Bedeutungen teilt (*shared meanings*), also mit HALBWACHS (später ASSMANN) über eine *mémoire collective* verfügt und daher *grosso modo* eine „gefühlte Identität“ bzw. als Gruppenphänomen eine „gemeinsam vermutete Identität“ besitzt, zu deren Konstitution, Produktion, Regulierung und Repräsentation ein Nationalstaat mit seinem Schulsystem, seinen staatlichen Medien und anderen Mitteln ebenso

wesentlich beiträgt wie eine globalisierte Wirtschaft mit ihren Produkten und Bildern. Dieser Kulturbegriff ist also nicht determiniert, sondern eine offene, auf Austausch angelegte und von Abhebung lebende Vorstellung, die sich aus Selbstzuschreibungen und (oft auch widersprüchlichen) Binnenperspektiven zusammensetzt. (WIERLACHER, RÖSCH, HÜLLEN, FÄCKE et. et.) Während politische und ökonomische Systeme diesen Begriff tendenziell eher essentialistisch und normativ füllen, wird er in jeder einzelnen Biographie anders realisiert, unterlaufen und ergänzt. Im Einzelfall wird es vielfache Abweichungen und Varianten geben, die sozial, religiös, ökonomisch, geschlechtsspezifisch, historisch, ethnisch oder gar phänotypisch begründet sind. Das ändert aber nichts daran, dass Bewohner eines vornehmlich von einer Gruppe bewohnten Landes zunächst mit der Mehrheit vielfache Bedeutungen teilen, und sie andernfalls dieses Land ja in den meisten Fällen verlassen könnten, wenn sie mit der Mehrheit keinerlei Bedeutungen teilen könnten oder wollten.² Die Freiwilligkeit des Daseins in einer Gemeinschaft und der Erfolg dieser Gemeinschaft leben wesentlich von der Bereitschaft ihrer Mitglieder, bestimmte Bedeutungen und Werte aktiv zu teilen. Entscheidend für die Annahme einer in großen Teilen gemeinsamen Kultur in einem Nationalstaat ist für unsere Zwecke daher der Fokus auf die gemeinsame Sprache und ihre Verwendung sowie die (kulturspezifischen) Normalitätsannahmen im öffentlichen Raum und deren funktionale Folgen. Eine solche Annahme lässt sich – wie eigentlich jede Konstitution von Gruppen oberhalb oder unterhalb des nationalstaatlichen Niveaus – immer als angeblich „in sich homogene Konstruktion“ diffamieren; dabei wird aber außer Acht gelassen, dass jede Gruppenkonstitution, und seien es nur drei Personen, immer eine Vielzahl von unauflösbaren Differenzen umfasst, die politisch, dekonstruktivistisch oder anderswie hervorgehoben werden können, wenn man das will. Es geht hier jedoch um die grundsätzliche Frage, ob man mögliche Gemeinsamkeiten hervorheben will, anstatt sich genüsslich auf die Suche nach weiteren Differenzen zu machen.³ Eine von Stuart Hall definierte, und heute gewiss politisch korrekte Definition einer „Culture of British Rastafarians“ lässt sich ebenso wieder dekonstruieren in männliche und weibliche Diskurse, ökonomisch überlegene und unterlegene, bi- oder trikulturell geprägte Aufsteiger und politisch dominierte, postkoloniale Opfer in der Ausgestaltung ihrer jeweiligen (auch zugeschriebenen) Rollen. Bei jeder Annahme einer Kultur geht es jedoch um das konstitutiv Verbindende, das eben einen gewissen Grad an Gemeinsamkeit zu stiften vermag.

Den Begriff des **inter** in „interkulturell“ verstehen wir (ohne damit eine unterkomplexe, spatiale Metapher zu meinen) als ein fragiles und ephemeres Zwischen, das in der Kommunikation entstehen kann, wenn Mitglieder verschiedener Kulturen miteinander kommunizieren. Damit ist ausdrücklich nicht gemeint, dass dies Mitglieder von essentialistisch ausgefassten Nationalkulturen sein sollen, sondern Menschen, die verschiedene (auch mehrere) Sprachen sprechen, und deren Normalitätsannahmen und Werte sich so signifikant unterscheiden, dass es beim Versuch der Kommunikation früher oder später zu *critical incidents* kommen wird. Dieses inter wird

² Die Rede ist hier nicht von Einzelfällen wie politisch Verfolgten, die sich unfreiwillig in einer Gruppe aufhalten. Wer in einem Land wohnt, dessen Bedeutungs- und Wertschausalt er/sie nicht teilt, wird an diesen Diskursen auch kaum Anteil haben, und ist daher bei der Vermittlung dieses Landes sicher keine geeignete Referenz. Mit anderen Worten: biculturelle Migrantenkinder in Deutschland, die das Land, in dem sie leben, ebenso verachten und ablehnen wie seine Sprache, seine Werte, seine Sicherheit und seinen Sozialstaat, sind nicht das geeignete Thema für die Darstellung von Deutschland in Japan, Mexiko oder Griechenland.

³ Wenn man sich an der berühmten Auseinandersetzung zwischen Gadamer, Derrida und Habermas orientiert, dann könnte man mit Gadamer sagen: Man kann sicher die Notwendigkeit einer Dekonstruktion der Diskurse besprechen, ebenso wie man über die politisch bedingten Begrenzungen der Diskurse sprechen kann, aber wichtiger ist doch zuerst, was man mit den Diskursen – auch in ihren Begrenzungen an Verständnis und Selbstverständnis erreichen kann.

charakterisiert durch die teilweise Distanznahme von eigenen Bedeutungs- und Wertehaushalten und das Aushalten von Unklarheiten und Ambiguitäten, was zu einem Lernen anderer Werte und Bedeutungen sowie u.U. zur Relativierung und sogar Aufgabe bestimmter eigener Werte und Bedeutungen führen kann; es überdauert diese konkrete kommunikative Situation nicht; alleine Erinnerungen an diese und die dabei gegebenenfalls gewonnenen Kompetenzen überdauern die Kommunikation. Diese interkulturelle Kommunikation ist also der Lernraum in dem eine Relativierung der eigenen Identität, der Selbstsicht und der damit verbundenen, und in der eigenen Gruppe gelernten Bedeutungen und Werte erfolgen kann. Er ist daher obligatorisch eine individuelle Erfahrung, aus der interkulturelle Kompetenz erwachsen kann, indem es die Möglichkeit bietet „die Viabilität eigener Wirklichkeitskonstruktionen und Mythen nicht nur an interindividuellen Konstruktionen der Eigengruppe, sondern auch an solchen kultureller Fremdgruppen zu überprüfen“.⁴ Das Inter ist also der Raum, in dem eine Relativierung eigener Wahrheitsansprüche stattfinden kann, der letztlich zum Erwerb interkultureller Kompetenz führen kann.⁵ Ein Nebeneinander von verschiedenenkulturellen Kommunikatoren oder Parallelwelten verschiedenster Art ohne den aktiven Versuch, aufeinander zu zugehen, bezeichnen wir hingegen als multikulturell. Es hat keinerlei interkulturelle Dimension.

Das **trans** in „transkulturell“ ist ein komplexerer Begriff: Die Überlegungen, landeskundliche Inhalte nicht mehr an einzelne Länder zu binden, sondern transnationale Bedeutungsräume anzunehmen (falls es die denn wirklich gibt)⁶ geht bekanntlich schon in die 1970er Jahre zurück, und wurde mit den Stuttgarter Thesen zur Landeskunde und dem DACH-Konzept⁷ manifest. Diesen Überlegungen folgte eine parallele Entwicklung von eher dichotomischen Überlegungen zur Didaktik des Fremdverstehens⁸ einerseits und eher hermeneutisch ausgerichteten Überlegungen zu einer interkulturellen Landeskunde (und Literaturwissenschaft)⁹ andererseits, in der im Unterschied zur Didaktik des Fremdverstehens viel weniger statische oder eindeutige Zuschreibungen getroffen wurden, und deren Vertreter weit offener für „kulturelle Verwischungen“ und uneindeutige Zuschreibungen waren, als bisweilen wahrgenommen wird. Beide Richtungen wirken noch immer fort.

In Abgrenzung zu diesen beiden Hauptrichtungen¹⁰ entstand seit etwa 2000 eine französisch inspirierte Diskussion um Transkulturalität als einer weniger statischen und nicht essentialistischen Basis für die Zuschreibung kultureller Identität. Erstaunlicherweise bezieht sich diese Diskussion bis heute auf Arbeiten von WELSCH, die eine monokulturelle, an HERDER orientierte Auffassung der Kulturdefinition niederringen wollten, die es schon in den 1990ern so in der Fachdiskussion DaF

⁴ Fäcke 2006:14 – hier ist ein Zitat von WENDT (1996) mit eingegangen

⁵ Diese Funktion wird bei einigen Autoren in ganz ähnlicher Definition begrifflich als „transkulturell“ bezeichnet (u.a. FLECHSIG, FÄCKE, WENDT). Wir folgen dieser Auffassung dezidiert nicht, weil hier ohne jede Not der bereits in der Fachdiskussion erarbeitete Begriff des „inter“ wieder aufgegeben wird, um ihn durch das (fast) gleiche mit anderem Namen zu ersetzen. Das „trans“ ist jedoch seinerseits ein hilfreicher Begriff für eine weitere wichtige Entwicklung.

⁶ Hier ist an das Variantenwörterbuch auf lexikalischer Ebene zu denken (AMMON) oder an aktive wechselseitige Abgrenzungen zwischen deutschsprachigen Ländern, usw.

⁷ Robert-Bosch-Stiftung 1982

⁸ Vor allem die Arbeiten des Gießener Graduiertenkollegs mit BREDELLA und CHRIST 1996 ff

⁹ Hier vor allem WIERLACHER, KRUSCHE, HUNFELD u.a. 1994 ff

¹⁰ Sicherlich muss man hier weitere, weniger wirkmächtige Diskussionsstränge nennen, wie z.B. den frühen Einbezug migrationsbezogener Lernsituationen (vgl. KRUMM 1994) oder die Diskussion um politische Asymmetrien im Landeskundeunterricht (ebenfalls KRUMM)

längst nicht mehr gibt.¹¹ Angereichert durch BRONFEN um Elemente aus der us-amerikanischen Postkolonialismusdebatte und angelehnt an die Cultural Studies von GROSSBERG und anderen wurden Konzepte entwickelt, in denen der Begriff der Transkulturalität als Ersatz für Interkulturalität vorgeschlagen wurde, ohne zu erkennen, dass beide ganz unterschiedliche Potentiale für die Lehr-Lernsituation von Fremdsprachen in einer globalisierten, medial eng vernetzten und hochmobilen Welt bieten.

Wir verwenden daher Transkulturalität als eigenen Begriff für dingliche oder diskursive Phänomene, die sich dadurch auszeichnen, dass sie entweder auf eine eindeutige Zugehörigkeitsbehauptung zu einzelnen Kulturen absichtlich verzichten, also zum Beispiel moderne, weltbürgerliche Identitäten, oder die solche kulturspezifischen Zugehörigkeiten nicht aufweisen können, wollen oder sollen, also zum Beispiel Orte „außerhalb“ kulturspezifischer Deutungsmuster wie Flughäfen. Mit Transkulturalität sollen also eindeutiger kultureller Zugehörigkeiten und Abgrenzungen von Großgruppen wie Nationalstaaten vielmehr kulturübergreifende Phänomene und Produkte, aber auch Verwischungen und „Verflüssigungen“ von Identität beschrieben werden, die am ehesten konstruktivistisch zu fassen sind, und in denen eigene Formen der Kommunikation ausgebildet werden. Dies sind einerseits transkulturelle Produkte und Räume realer oder virtueller Art wie Piktogramme, CocaCola oder Fastfood¹², Flughäfen, internationale Hotelketten, die weltweit gleichen Shoppingmalls oder kommerzielle westliche Filme, bzw. Facebook, youtube und ähnliche social media, die im Wesentlichen mit instrumenteller Vernunft zu bewältigen sind.¹³ Spezifische sprachliche oder kulturspezifische Kenntnisse sind für den erfolgreichen Umgang mit solchen transkulturellen Phänomenen kaum¹⁴ oder nicht mehr nötig.

Das vielleicht eingängigste Beispiel für eine produktgetriebene Transkulturalität sind westliche (in der Regel us-amerikanische) Filme, die zur weltweiten Vermarktung gedreht werden. Hier werden grundlegendste menschliche Beziehungsmuster in standardisierten Welten und oft mit auf Tiere, Kinder oder historische Figuren projizierten Akteuren dargestellt, dergestalt, dass man das Produkt zum Thema „Freundschaft“ (Ice-Age), zum Thema „Vater-Sohn“ (Nemo) oder zum Thema „Liebe“ (Pocahontas) in absolut jeder Kultur der Welt mit einfacher Synchronisierung zeigen kann, ohne kulturelle Tabus zu verletzen, ohne bei kulturspezifischen Anspielungen unverstanden zu bleiben, und ohne Bilder zu verwenden, die nicht in nahezu jedem an der globalen Medienwelt teilnehmenden Konsumenten ohne weiteres verständlich sind. Solche Produkte, die mit einer durchaus elaborierten Bilderwelt operieren, und die ausführliche Geschichten von urmenschlicher Bedeutung erzählen, sind praktisch frei von Markern irgendeiner spezifischen Kultur, und daher im eigentlichen Sinne „transkulturell“.¹⁵

¹¹ Dass man in der Philosophie die parallelen Fachdiskurse der Fremdsprachenphilologien nicht kannte und nicht zur Kenntnis nahm, ist bedauerlich; dass man aber in der DaF-Diskussion Querimporte aus der Philosophie aufnahm, die diese eigenen Entwicklungen ignorierten, ist verwunderlich.

¹² Die ersten tatsächlich zu keiner herkömmlichen Kultur mehr gehörigen Phänomene waren sicherlich schon seit Mitte des 20. Jahrhunderts die global vermarkteten Produkte einer weltweit agierenden multinationalen Industrie; erst in den 1990ern kommt durch den weltweit enormen Anstieg des zivilen Flugverkehrs (was vorher ein eher inneramerikanisches Phänomen war) auch der „Normalbürger“ plötzlich in häufigen Kontakt mit anderen Ländern weiter jenseits der Nachbarländer.

¹³ Manager, die man nach einer sprachlichen oder kulturellen Vorbereitung auf ferne Länder fragt, erklären den praktisch erfolgreichen Umgang mit dem Taxi, dem Supermarkt und dem Internet vor Ort für ausreichend.

¹⁴ Die vor allem französisch inspirierte Diskussion um die westliche Hegemonie in vielen Produkten und sogar in Piktogrammen, und die „nötig Dekonstruktion“ der hinterlegten Herrschaftszusammenhänge erachte ich für eine nette intellektuelle Spielerei von Leuten, die sich mangels anderer Sorgen damit beschäftigen können.

¹⁵ Selbstverständlich wird man auch hier in jedem Einzelfall diese Thesen an irgendeinem speziellen Beispiel widerlegen können, aber uns interessiert aus didaktischen Gründen eben nicht die entfernte Möglichkeit einer

Andererseits wird man in einer globalisierten Welt immer öfter transkulturelle kommunikative Settings und Identitäten konstatieren können, z.B. wenn in multinationalen Firmen Mitarbeiter aus verschiedensten Ländern kooperieren, und keine individuell erworbene, nationalkulturelle Kommunikationsform mehr greift. Solche Verwischungen haben in ihrer Ausprägung in bi- oder polykulturellen Identitäten einen jeweils individuellen transkulturellen Anteil. Sie haben aber immer auch (mono)kulturelle Anteile, da sie sonst ja nicht handlungsfähig wären, wo sie nicht über shared meaning verfügen. Die politische Dimension solcher transkulturellen Sozialisationsprozesse ist m.E. noch lange nicht hinreichend untersucht – vor allem nicht in Bezug auf die sozialen Kompetenzen¹⁶, und der multiethnische Hintergrund von Lernenden im Fachunterricht ist – wenngleich heute häufig – eben nicht der Normalfall der Mehrheit, sondern eine, wenngleich größer werdende Facette einer modernen Sprach- und Kulturvermittlung. Der Blickwinkel derer, die auf die Unterscheidung ihrer individuellen Position von der Großgruppe insistieren, und die ihr Augenmerk auf Verwischungen, Brüche, Diskontinuitäten und Vernetzungen richten, ist stets einer von der privilegierten, vorgängigen Teilhabe an der Mehrheitskultur. Für die Lernenden einer Fremdsprache sind aber solche Binnendifferenzierungen – wenn überhaupt jemals – sicher erst dann sinnvoll, wenn sie den Standard, von dem diese Diskontinuitäten abweichen, schon beherrschen. Wie bei jedem elaborierten ästhetischen Schema (z.B. Ironie oder Sarkasmus, vielen Metaphern) wird der Sinn erst erfassbar, wenn die sinnstiftende Deviation vom Standard fassbar ist. Das setzt nicht nur die Kenntnis, sondern sogar die Beherrschung des Standards voraus. Insofern ist auch die Rede von der Hybridisierung der Kulturen (BHABA, BRONFEN, WENDT, FÄCKE, et et) wenig hilfreich, weil sie einerseits als Ausgangspunkt homogene Entitäten voraussetzt, die es so nie gegeben hat, und weil sie andererseits unterschätzt, dass es schon immer wechselseitige Durchdringungen von Kulturen auf den Ebenen der Bevölkerung, der Waren und der Informationen gegeben hat. Lediglich die Geschwindigkeit dieser Durchdringung nimmt zu, und sie mündet keineswegs in eine rassismusfreie, dekonstruierte und egalitäre Weltgesellschaft, sondern in die Ausformung ständig neu konstituierter Kollektive, so wie schon vor Jahrhunderten solche Neukonstitutionen den Wandel vorgaben.

Diese zur Transkulturalität gegenläufige Dynamik wollen wir mit dem Begriff **katakulturell** beschreiben. Als Folge der Entwicklung von transkulturellen Räumen und Phänomenen lässt sich eine schwindende Rückversicherung der individuellen Identität in regional oder national angebotenen Kulturmustern beobachten und Gegenreaktion auf diese Aufweichung der Deutungsmuster und Dynamik zur Entwicklung von transkulturellen Räumen und Phänomenen lässt sich neben der Bewältigung gemeinsamer Leistungen (in multinationalen Firmen, auf internationalen Kongressen, bei globalen Herausforderungen) auch eine neue Ausdifferenzierung der eigenen kulturellen Identität beobachten, in der vermeintlich alte Muster der eigenen Herkunft als Abgrenzungsmarker neu aktiviert, ggf. neu erfunden, oder doch wieder verstärkt verwendet werden. Dieses Phänomen ist in der Migrationsforschung gut untersucht: Minderheiten innerhalb einer fremden Mehrheitsgesellschaft nehmen in der Regel Rekurs auf vermeintliche Traditionen und petrifizieren diese: Deutsche sind nirgends so „deutsch“ wie in Namibia; Türken sind nirgends so „türkisch“ wie in Deutschland, usw. Zu diesem Phänomen der *invention of tradition* wie sie von HOBBSAWM und RANGER schon vor Jahrzehnten beschrieben wurde, zählen neben einer Renaissance der Dialekte und der

Ausnahme, sondern vielmehr die Chance, eine etwas allgemeingültigere Aussage treffen zu können. Poppers Wissenschaftsverständnis würden wir in diesem Kontext für naiv halten, weil es außerhalb der Mathematik und der Sprachlogik eines Wittgenstein sonst niemals zu irgendwelchen Aussagen kommen könnte.

¹⁶ Für Deutschland sind die Studien z.B. von Heitmeyer, Schiffauer u.a. hier sicher wegweisend, aber noch zu wenig rezipiert.

(neu erfundenen) alten Trachten und einer Flut von Büchern zum „Kochen und Gärtnern wie es früher mal war“ auch alle Formen und Spielarten des Retrodesign.

Die Globalisierung führt qua der Logik der Märkte zu einer fortschreitenden Einebnung traditioneller Werte, Normalitätsannahmen und Grundunterscheidungen. Dies gilt für die weltweit gleichen chemischen Geschmacksnormierungen industrieller Brötchen aus China ebenso wie für die weltweit ziemliche gleiche Kleidung, den Konsum von Fernsehserien, die in 60 oder 80 Ländern der Welt mit nahezu gleichem Inhalt ausgestrahlt werden, bis zur Standardisierung moderner Arbeitsplätze und Wohnumgebungen. In der modernen, westlichen Welt sind Menschen an annähernd identischen Arbeitsplätzen tätig, verwenden annähernd identische Transportmittel, leben in annähernd identischen Wohnungen, sehen abends annähernd identische Sendungen und essen annähernd identisch normierte Speisen. Folgerichtig wird werden sie ohne genaueres Hinsehen bei der Auseinandersetzung mit Anderen schnell in die Ähnlichkeitsfalle tappen und sich daher um die Herstellung neuer, aussagekräftiger, d.h. allgemein sichtbarer Unterschiede bemühen. Zugleich kommt mit dieser Globalisierung eine bisher unvorstellbare Pluralisierung der Lebensentwürfe und eine nie dagewesene Freiheit der Wahl von solchen Entwürfen auf uns zu. Nur selten wird die atemberaubende Geschwindigkeit dieser Entwicklung diskutiert, die eigentlich auch in jedes landeskundliche Material eingehen müsste: Vor 150 Jahren verlief das Leben in langsamen, sich stetig, aber mählich verändernden Bahnen¹⁷ und noch vor 30 Jahren gab es z.B. in Deutschland nur eine Telefongesellschaft, ein Dutzend Fernsehprogramme, zwei große Konfessionen und Nachrichten aus der Zeitung. Heute kann – und muss – man seinen Beruf frei wählen, seinen Glauben, seine geschlechtliche Zugehörigkeit, seinen Lifestyle, seine Community, seine professional peergroup, sein social-media-profil und seinen Therapeuten. Diese unendliche Freiheit der Wahl hat die meisten dieser Auswahlprozesse banalisiert und uns als Wählende träge und gleichgültig gemacht. Der Klingelton unseres Handys ist uns meist wichtiger als der Klimawandel in unserer Umwelt. Man kann dies nur als Ausdruck einer Überforderung und Wahlmüdigkeit interpretieren. In diesem Kontext sind die verstärkten Verwendungen von ethnischen Markern in Kleidung und Essen zu interpretieren. Von der Landhausmode bis zur italienischen Woche bei ALDI werden solche kulturellen Orientierungszeichen nicht nur vom Marketing geschickt genutzt, sondern von Legionen Freiwilliger ständig weiter ausdifferenziert.

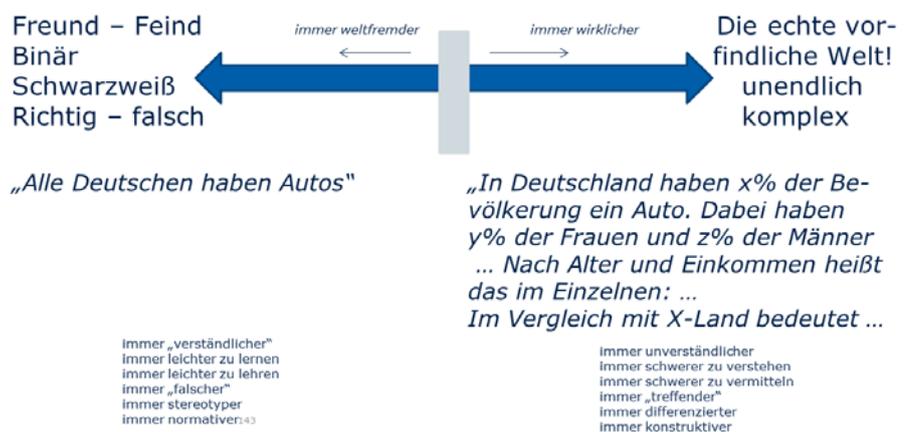
Zur Beschreibung dieses Phänomens verwenden wir das altgriechische **κατά**: *örtlich*: von ... herab, über ... hin, entlang, entgegen *und übertragen*: gegen, gemäß, infolge zur Komposition katakulturell. **Dies beschreibt das der Transkulturalität gegenläufige Bemühen, eine abgrenzbare Identität unter Rekurs auf vermeintlich historische Elemente einer vermeintlich eigenen Geschichte zu stabilisieren und zu legitimieren.** Der Nachbau von Rothenburg ob der Tauber oder die neu auf alt getrimmten Pagoden in China, Moutarde a la ancienne oder der englische „Shoppe“ dienen alle dem gleichen Ziel wie „1000 Jahre Döner in Oberfranken“: der kulturbegründeten Sinnstiftung zur Stabilisierung individueller Identität. Dieses Bemühen kann Menschen mit tatsächlich monokultureller Prägung ebenso charakterisieren, wie Menschen mit Migrationshintergrund und einer „transkulturellen Identität“, da sowohl auf dem Dorf der Trachtenverein nach wie vor großen Zulauf hat, als auch im Migrationsviertel das deutsche Auto das Statussymbol ist. Interessanterweise sind viele Mitglieder im Trachtenverein aber „Zugezogene“ im Dorf ebenso wie die stolzen Besitzer deutscher Autos mit Migrationshintergrund diese Zugehörigkeits- und Prestigemuster denen übernommen haben, die es angeblich früher auch schon hatten.

¹⁷ Auch 1863 gab es schon sich gegenseitig durchdringende Werte, die man als transkulturell beschreiben kann: die Kaffeehauskultur in Österreich mit ihren türkischen Wurzeln oder xxx

Das Phänomen der Katakulturalität ist in der weltweiten Vermittlung fremder Sprachen und Kulturen allenthalben zu beobachten. In einer beliebigen DaF-Klasse außerhalb des deutschen Sprachraumes wird einerseits die Erwartungshaltung der Lernenden oftmals von den Lehrenden „typisch deutsche“ Haltungen erwarten, ebenso wie „typisch Deutsches“ als Lehrinhalt erwartet wird. Umgekehrt kann es oftmals sein, dass Lehrende sich – gerade in ihrer Rollen als „Repräsentanten des Deutschen“ besonders verpflichtet fühlen, solchen stereotypisierten Erwartungen auch tatsächlich zu entsprechen, und sie diese Rolle u.U. auch tatsächlich in bestimmten Teilen selber annehmen. Was macht denn für Lernende in China den Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich aus? Was kann griffig, sprachlich einfach und im Bilderhaushalt der Lernenden transportierbar vermittelt werden? Sicher nicht die Ähnlichkeiten der Migrationssituation in Marseilles und Berlin, sondern – anknüpfend an eine memoire collective, die mit der Geschwindigkeit der Veränderungen gar nicht mitkommen kann – Bier gegen Wein, Wurst gegen Käse und Autos gegen Mode.

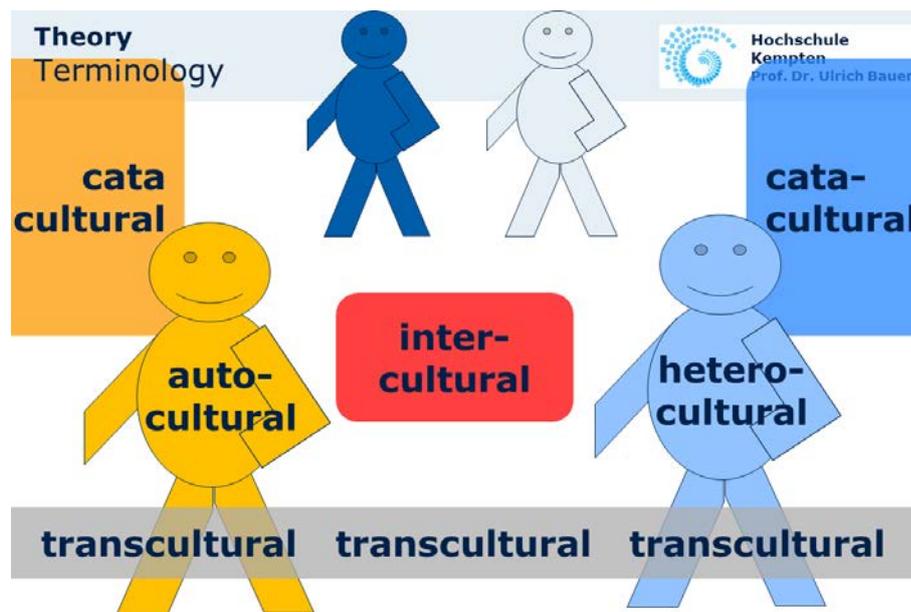
Das folgende Modell soll für die Ausbildung von Lehrenden ebenso wie im Unterricht selber einen möglichen Zugang schaffen um die verschiedenen Konzeptualisierungen von Kultur nachdenken zu können. Zunächst gilt es kognitiv Klarheit zu verschaffen über den Prozess der Komplexitätsreduktion.

(1) Was ist „einfach“?



Damit ist verbunden die betrübliche Gewissheit, dass jede Entscheidung für mehr oder weniger Komplexitätsreduktion immer „eine Seite“ benachteiligt: entweder die Darstellbarkeit von Welt oder die Qualität ihrer Darstellung in Bezug auf die vorfindliche tatsächliche Komplexität. Tatsächlich müssen wir aber in jeder Beschreibung von Welt diese Abwägung der Komplexitätsreduktion treffen – immer vorausgesetzt, wir verfügen selbst ein Wissen, das in seiner beherrschten Komplexität über das inausgeht, was wir formulieren. In einer Lehr- Lernsituation spitzt sich dieser Zwang zum Abwägen insofern zu, als zwischen einer Formulierung ad usum delfini und einer Bevormundung der Lernenden bzw. einer Aufgabe von Vermittlungschancen qua Komplexität nur ein schmaler Grat liegt. Man mag sich aber damit trösten, dass jede formalisierte und institutionalisierte Lehre ohnehin nur Lehrziele vorgebene kann, denen ganz andere, oder keine Lernziele korrespondieren mögen. Insofern liegt es tatsächlich bei den Lernenden, was sie am Ende aus einem mehr oder weniger komplexen landeskundlichen Wissen machen wollen und machen können.

Folgendes Schaubild soll modellhaft das Sprechen über die eigene und die fremde Kultur und über



die modellhafte Verortung von Interkulturalität, Transkulturalität und Katakulturalität erleichtern. Seine Einführung als ein Modell in Verbindung mit abstrakten Figuren anstelle von Fotos von Menschen, die man konkreten Kulturen zurechnen könnte, soll die Abstraktion als solche sichtbar machen. Aus der Sicht

des gelben Protagonisten ist seine/ihre eigene Kultur – ganz gleich wie groß der Zuschnitt für diesen Begriff nun überhaupt ist, also vom Nationalstaat bis zur weitgehend ausdifferenzierten Kleingruppe – zunächst die autokulturelle Wahrnehmung, die von einer eigenen memoire collective bestimmt und auf der Basis dieser individuell ausgeformt und konstituiert wird. Dazu gehört ein eigener Symbolhaushalt ebenso wie eine gruppenspezifische Sprache. Eine Person aus einer – wie auch immer gearteten – anderen Kultur ist dann eine heterokulturell auftretende Person. Zwischen beiden Kulturen kann (und wird) es eine unterschiedlich große Zahl an Übereinstimmungen und Parallelen geben. Beide haben teil an einer Reihe von transkulturellen Phänomenen von der „Verflüssigung“ traditioneller Abgrenzungen bei weltweiten Produkten und Symbolen bis zur individuellen Erfahrung kultureller Identität, die sich etablierten Gruppen nur teilweise zuordnen lässt. Zwischen beiden Akteuren kann – wenn sie in der Kommunikation aufeinander zugehen – ein ephemerer interkultureller Raum entstehen, in dem neue Formen, Werte, Inhalte und Erfahrungsmodi ermöglicht, angestoßen und ausgehandelt werden können. Dieser Prozess wird umso leichter fallen, je öfters er schon erfolgreich gestaltet wurde, und er wird umso schwieriger zu vermitteln sein, je größer die Ängste sind, die autokulturellen Gewissheiten zu riskieren, indem man ihre Grenzen bewusst, empathisch, offen und mit aktiver Toleranz überschreitet. Für diesen temporären Erfahrungsraum, der schon in den 1990ern ähnlich beschrieben wird (KRUSCHE, WIERLACHER, BAUER, Hunfeld, et et) bedarf es allerdings nicht des hier wenig hilfreichen Begriffes der Transkulturalität. Dieser beschreibt vielmehr eine weit stabilere Erfahrung, von langfristiger Verwischung von individuellen und dinglichen Grenzen z.B. in bikulturellen Biographien oder in transkulturellen Räumen, gefüllt mit transkulturell gestalteten Produkten. Das Sein in der Transkulturalität erfordert daher auch kaum weitere Kompetenzen als jenes in einer monokulturellen Situation, vor allem keine im Abstraktionsniveau höheren oder als Einstellungen zum erfolgreichen Bewältigen neuer Situationen zu beschreibenden Kompetenzen. Ganz im Gegenteil lässt sich sehr oft beobachten, dass z.B. für den Konsum transkulturell gestalteter Güter am Markt eine instrumentelle Vernunft („gebrauchsadäquates Verhalten“) völlig ausreicht, und dass z.B. bi- oder polykulturell geprägte Menschen sehr oft zwar mehrere Verhaltensstandards (oft auch nur bruchstückhaft) beherrschen, oft auch z.B. doppelt halbsprachig sind, aber jenseits der „competence of switching standards“ einen

analytischen, übergeordneten Umgang mit der Vielfalt ihrer Optionen und daraus entstandene Reife oder Bildung eben nicht aufweisen.

Der katakulturelle Rückgriff jedes einzelnen Gesprächsteilnehmers auf vermeintlich je autokulturelle Standards und deren Verstärkung – in der Grafik durch intensivere Farbgebung angedeutet – kann als Reaktion auf die wachenden transkulturellen Herausforderungen und Verunsicherungen einerseits und zugleich als Beharren auf einen Formen und Werten anstelle von interkultureller Offenheit andererseits interpretiert werden. Wenn dadurch zunächst mehr Sicherheit im Handeln entsteht, dann kann Katakulturalität vielleicht sogar einen Beitrag zur Verständigung leisten. Zunächst ist sie aber ohne Bewertung als Reaktion auf zunehmende semiotische und diskursive Entgrenzungen zu verstehen.

Wir wollen jetzt anhand von drei konkreten Beispielen diese Modelle mit Leben erfüllen.